

Ein Couchtisch von Zaha Hadid für 194 000 Franken, ein Stahlsofa von Ron Arad für 288 000 Franken – was auf dem Kunstmarkt längst als naturgegeben hingenommen wird, gilt zunehmend auch für Möbelkreationen mit prominenter Signatur: die nach oben offene Preisskala. Und so mutiert der einstige Gebrauchsgegenstand Möbel zum Investitions- und Prestigeobjekt, mit dem man vor allem eines nicht tun sollte: es benutzen. Pilgerorte für Anhänger der Möbelkunst sind London, Basel und Miami. Das ist kein Zufall, die Designmessen haben an die wichtigen Kunstmessen angedockt, die Grenze verschwimmt.

Doch es regt sich Widerstand. Gegen preisliche Superlative. Wider die Designifizierung. Zu den wichtigsten Widerständlern zählen die Designer Naoto Fukasawa aus Japan und Jasper Morrison aus England. Sie propagieren die Rückkehr zum Alltäglichen. Was sie darunter verstehen, war 2007 in Tokio und London in der Ausstellung «Super Normal» zu sehen und später im gleichnamigen Buch: Dinge, die schlicht und brauchbar sind und so beschaffen, dass man auf den ersten Blick sieht, wie sie funktionieren. Ohne nachzudenken. Denn, so Naoto Fukasawa: «Die Menschen brauchen kein Design; sie brauchen Werkzeuge für ihr Leben.»

EINFACH BESSER

NAOTO FUKASAWA UND JASPER MORRISON, MÖBELDESIGNER



Und die Ästhetik? Die «Super Normal»-Produkte bestechen durch ihre Gradlinigkeit. Sie sind perfekt in ihrer Unauffälligkeit, und man hat das Gefühl, dass es sie schon immer gegeben hat. Ein Einrichtungshaus, das sich dem Prinzip des Design-Downsizings verschrieben hat, ist Muji. Das japanische Unternehmen hat Leuchten, Crèmedosen und Schreibwaren im Angebot – von unaufregter Gestalt und günstig. Nichts soll vom funktionalen Wert der Produkte ablenken, nicht mal der Name des Designers.

«Die Qualität von Design sollte sich weniger durch seine Form als vielmehr durch den Gebrauch vermitteln» – noch so ein Grundsatz der beiden Designrevoluzzer. In seiner Ausstellung «Take a Seat», die letzten März im Pariser Musée des arts décoratifs stattfand, forderte Jasper Morrison die Besucher nachdrücklich zum Probesitzen auf seinen Stühlen auf. Das war nur möglich, weil die Stühle dort waren, wo sie hingehören: auf dem Boden. Und nicht auf einem Sockel oder im Dienst einer kunstverständigen Installation von der Decke baumelnd.

Fragt man Jasper Morrison nach der Zukunft von Design, muss er nicht lange nachdenken: «Es sollte darum gehen, Dinge zu vereinfachen. Kompliziertes Design hat in unserem täglichen Leben nichts zu suchen.» – Und wie lässt sich das umsetzen? – «Mit gesundem Menschenverstand.» Eine einfache, eine gute Idee.



WO-BAMA?

In den USA sorgt ein junger Präsident für Begeisterung. Ist auch in der Schweiz ein Obama in Sicht? Wir fragten einen Experten. Einen Experten? Den Experten!

— TEXT: HANNES NUSSBAUMER

Ein Büro in einer ausrangierten Landwirtschaftsschule am Stadtrand von Zürich. Vor dem Fenster meckern Ziegen. An der Wand hängt die originale Druckplatte der «Los Angeles Times»-Titelseite vom 5. November 2008. Es ist die Ausgabe vom Tag nach dem grossen Beben. Ein kurzer Satz in fetten Buchstaben meldet: «It's Obama.» Willkommen im Reich von Michael Hermann, 38 Jahre jung, Sozialgeograf mit Dokortitel und Inhaber einer kleinen, der Uni Zürich angegliederten Firma, die sehr erfolgreich zu Politik und Gesellschaft forsch.

Von der Öffentlichkeit wird der gebürtige Berner vor allem als neuer Longchamp wahrgenommen – als Experte, der dem Fernseh- und Zeitungspublikum die Wirrungen der einheimischen Politik erklärt. Dabei ist Michael Hermann in der Galerie der Schweizer Polit-Analytiker nicht nur einer der Jüngsten. Der Erfinder der populären (weil zur politischen Einordnung eines Kandidaten sehr nützlichen) Spinnennetzgrafiken ist der wohl Originellste und Intelligenteste seines Fachs.

Ein Umstand, der auch damit zusammenhängen mag, dass sich Hermann vom wissenschaftlichen und unternehmerischen Erfolg die jugendlich-unbefangene Begeisterungsfähigkeit nicht hat nehmen lassen. So reiste er im Sommer 2008 nach Berlin, um den Wahlkampfauftritt Barack Obamas erleben zu können. Im Stil eines Groupies und in der Hoffnung auf einen Obama-Händedruck erkämpfte er sich einen Platz

in der vordersten Reihe. Der Kampf lohnte sich – für einen kurzen Wortwechsel mit dem künftigen US-Präsidenten.

Michael Hermann schwärmt. Von dessen Fähigkeit, «so zu reden, dass jeder das Gefühl hat, es gehe ihn direkt an». Oder davon, dass Obama etwas Frisches, anderes verkörpere und trotzdem kein luftiger Idealist sei, sondern einer, der auch das politische Handwerk beherrsche. So habe er als Wahlkämpfer derart listig und raffiniert mit dem System gespielt, dass er, der von Haus aus eigentlich nicht reich sei, enorme Geldsummen habe sammeln können.

Man hört zu und denkt an unser eigenes Personal. An Verkehrsminister Leuenberger, der beim Reden den Eindruck erweckt, das Gesagte gehe nicht einmal ihn selbst etwas an. Oder an Bundespräsident Merz, der zwar gern ein Macher wäre, in der Realität aber eher die Karikatur eines Machers ist. Da liegt die Frage an den Obamologen auf der Hand: Ist in der Schweiz ein vergleichbares politisches Talent in Sicht? Oder herrscht diesseits des Ozeans nichts als Wüste?

Die Antwort kommt wie befürchtet: Nein, kein helvetischer Obama in Sicht.

Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt. Michael Hermann warnt jedoch vor allzu grossen Erwartungen. Persönlichkeiten dieses Kalibers gebe es nicht wie Meiers und Müllers. Was sich mit einer nur halb ernst gemeinten Hochrechnung imposant zeigen lässt: «Der letzte amerikanische Politiker mit

Inspirierender

Obama-Format war vor zwei Generationen im Amt: John F. Kennedy. Wenn ein 300-Millionen-Volk alle knapp 50 Jahre einen Obama hervorbringt, schafft das ein 8-Millionen-Volk alle 1875 Jahre.»

Und trotzdem ist die Schweiz aus Hermanns Sicht kein politisches Odland. Weil die Absenz einer vergleichbaren Figur noch lange nicht bedeute, dass es uns ganz an politischen Talenten fehle. Bleibt die Frage: Was unterscheidet einen Obama von gewöhnlichen Polit-Talenten, wie sie auch hier zu Lande zu finden sind? Für Michael Hermann ist ein Politiker mit seinem Format eine Art Multitalent: einer, der sich mit einem ganzen Sortiment von Trümpfen im politischen Betrieb bewegt, also nicht nur reden kann, sondern auch Charisma hat, Aufbruchstimmung verbreitet und zu allem Überfluss auch noch gut aussieht.

Ein «Normal-Talent» verfügt derweil über eine, bestenfalls zwei oder drei dieser Eigenschaften: Christoph Blocher – in seinen besten Zeiten fraglos eine politische Ausnahmeerscheinung – habe Charisma und sei ein Machertyp. Als Konservativer stehe er aber weniger für den politischen Aufbruch – für «Change» – als für das Bewahren des Althergebrachten. «Change»-Politiker à la Obama seien naturgemäss eher im linksliberalen Spektrum zu suchen. Talente sieht Hermann auch dort, etwa die SP-Politikerinnen Simonetta Sommaruga oder Pascale Bruderer (1). Beiden gelinge es, über ideologische Gräben hinweg Menschen anzusprechen, beide wünscht er sich jedoch forscher. «Für meinen Geschmack sogar viel forscher.»

Und unter den ganz Jungen? Sind da neue Polit-Stars am

Heranwachsen? Einige hätten immerhin das Potenzial dazu, findet der Experte: «Bastien Girod (2) von den Grünen weiss extrem gut, wie man Kampagnen führt, wie man mit Medien umgeht und sich sichtbar macht.» Allerdings argumentiere er im zarten Alter von 29 Jahren schon wie ein ausgewachsener Technokrat. Auch der Präsident der Jungsozialisten, der 23-jährige Cédric Wermuth (3), gebe Anlass zur Hoffnung. Ob er aber den Wechsel von der Rebellen- zur Verantwortungsrolle schaffen werde, stehe in den Sternen.

Dass wir keinen Obama haben, hat nicht nur mit der Grösse des Landes, sondern auch mit seinen politischen Eigenheiten zu tun. Etwa mit dem Umstand, dass zwar auch die Schweizer Linken gern von «Aufbruch» reden, sich aber gleichzeitig als Minderheitengruppe verstehen würden. «Die SP ist zufrieden, wenn sie mitregieren und sich als soziale Mahnerin in Szene setzen kann. Sie will nicht an die Macht.» Mit der Folge, dass sich die hiesigen Linken



“Obama-Typen entstehen dort, wo jemand wirklich Verantwortung übernehmen will”

nie überlegen müssten, wie man ein Anliegen ökonomisch sinnvoll umsetzen könne. Michael Hermann ist überzeugt: «In dieser Konstellation können keine Obama-Typen entstehen. Sie entstehen dort, wo jemand wirklich Verantwortung übernehmen will.»

Also: Zwar steht kein Klon des US-Präsidenten vor der Bundeshauttür. Doch warum nicht von ihm lernen – zum Beispiel von seinem respektvollen Umgang mit dem politischen Gegner? Damit habe Barack Obama in den USA gross gepunktet, «und auch hier zu Lande fragen sich die Leute nach jeder «Arena»: Ginge es nicht ein bisschen stilvoller?».



Text: Nicole Gutschalk (Jasper Morrison und Naoto Fukasawa); Fotos: Nicole Bachmann (2), Karin Heer (1), Stephan Knecht (3)

Lindt
PETITS CARRÉS
INSPIRÉS